DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, den 20. April 1932

Nummer 19

Verscherzt.

Skizze von Paul Fergenthaler.

Die beiden Männer standen vor dem Friedhof. Sie hatten eben eine Frau gegrüßt, die mit etwas müdem Schritt aus dem großen Tor kam.

So wäre die Zeit zu einem Scherz durchaus nicht gut gewählt gewesen. Außerdem lag dem, der sprach, das Scherzen durchaus nicht. Und doch sagte er: „Sehen Sie sich den Mantel an, den die Frau trägt. Er hat zwanzigtausend Mark gekostet!"

Der andere wunderte sich: „Unmöglich! Auf hundertfünfzig Mark schätze ich ihn. Mehr ist er nicht wert."

„Ich habe ja auch nicht behauptet, daß er soviel wert ist. Ich sagte nur, er hätte zwanzigtausend Mark gekostet. Und das stimmt. Aber wenn Sie das verstehen sollen, muß ich etwas weiter ausholen. Ich habe die Frau dort schon vor zehn Jahren gekannt, als sie noch ein junges Mädchen war. Nicht, daß ich mich näher für sie interessiert hätte. Aber ich sah sie ganz gern, denn wir Männer haben nun einmal eine kleine Schwäche für gut gekleidete Frauen. Und gut gekleidet war sie! Ja, die lieben Mitmenschen behaupteten, sie gebe zuviel für ihre Kleidung aus. Vielleicht redeten sie nur aus Neid so. Das antwortete ich wenigstens, wenn jemand Grete Rasche angriff, und dadurch erwarb ich mir das Wohlwollen des jungen Mädchens.

Mehr war wirklich nicht zwischen uns beiden. So hatte ich auch keinen Anlaß, den Kopf hängen zu lassen, als Grete Rasche sich vor sieben Jahren mit meinem Freund Hans Vollbert verheiratete. Er war ein guter Kerl und verdiente genug, um die Wünsche seiner Frau erfüllen zu können. So waren alle Vorbedingungen zum ehelichen Glück gegeben.

Grete war auch ganz zufrieden. Der Nachwuchs, der sich bald einstellte, bedeutete zwar für sie einen teilweisen Verzicht auf ihre Bequemlichkeit, aber sie fand sich ganz gut in die Rolle der jungen Mutter hinein, zumal sie ihr Kind wie eine Puppe kleiden konnte. Der gute Vollbert war glücklich.

Nach Jahren zogen aber Wolken am Himmel der Vollbertschen Ehe auf. Wolken der Sorgen, wie wir sie jetzt alle kennen, wie wir sie in einem Wort zusammenfassen: Wirtschaftskrise. Es kam der Tag, da Hans Vollbert sich gezwungen sah, seiner Frau zu sagen: „Wir müssen uns etwas einschränken." Er sah, wie die Stirn seiner Frau sich krauste, und so fügte er beschwichtigend hinzu: „Du weißt ja selbst, wie gern ich Dir alles gönne. Aber es geht nicht anders. So wollen wir einmal in Ruhe überlegen, wo es noch die eine oder andere Kleinigkeit einzusparen gibt. Du sollst sehen, dieses Beratschlagen macht geradezu Spaß."

Hans Vollbert erzählte mir das selbst. Denn er glaubte, er hätte es ganz schlau angefangen: „Du sollst einmal sehen, wie vernünftig mein kleines Frauchen wird. Sicher hat es schon eine ganze Menge von Vorschlägen bereit, wenn ich jetzt nach Hause komme."

In gewisser Beziehung hatte er recht: Vorschläge zum Sparen machte ihm Grete. Aber sie waren durchaus nicht nach seinem Geschmack: „Zahle doch einfach nicht mehr Deine Lebensversicherung." — Da wurde er ernst: „Nein. Auf sie verzichte ich zu allerletzt. Das bin ich schon Euch und meinem Gewissen schuldig."

Schließlich mußte er — weil die Frau schmollte — selbst bestimmen, wo Einsparungen gemacht werden sollten: Ein paar Abstriche am Haushaltsgeld, für ihn der Verzicht auf die eine oder andere Zigarre, für sie auf ein Kleidungsstück: „Komm, sei vernünftig, Grete. Auch die schlechten Zeiten gehen vorüber. Dann freuen wir uns umso mehr, weil wir durchgehalten haben." Die Frau sagte weder ja noch nein. —

Doch bald darauf gab sie ihm eine Antwort: „Ich muß einen neuen Mantel haben!" Hans Vollbert blieb trotz der Enttäuschung ganz ruhig: „Kind, Du kommst noch eine Weile mit den beiden vorjährigen aus. Wir können es uns doch im Augenblick nicht leisten."

Er sagte noch mehr. Aber Grete wollte sich nicht belehren lassen: „Es muß doch eine Möglichkeit geben, um das bißchen Geld aufzutreiben!" Hans Vollbert wußte keine. Seine Frau war gekränkt: „Du liebst mich nicht mehr." Der Mann seufzte. Was wollte er da noch sagen?

Einen Tag später war im Hause eitel Sonnenschein. Als Hans Vollbert aus dem Geschäft kam, fiel ihm seine Frau um den Hals: „Hans, wir haben ja Geld genug. Wir brauchen nur danach zu greifen, und ich bekomme meinen Mantel. Meine Freundin Erna hat es mir gesagt. Wir sollten uns die Lebensversicherung ausbezahlen lassen! Hans, das machen wir."

Er war ärgerlich: „Unsinn! Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich schon um Euretwillen auf die Versicherung nicht verzichte. Jetzt würde ich auch nicht viel ausbezahlt erhalten, da der Rückkaufswert noch gering ist. Wir haben ja die Police erst vor kurzem abgeschlossen. Schlag' Dir also den Gedanken aus dem Kopf."

Grete war Frau genug, um das Gegenteil von dem zu machen, was der Mann und die Vernunft von ihr verlangten: Sie schlug sich den Gedanken nicht aus dem Kopf. Sie fing immer wieder von der Versicherung an, die Hans doch verkaufen könnte. Sie quälte den Mann mit ihren ständigen Klagen um den Mantel, dessen Unentbehrlichkeit bei ihr schon zur fixen Idee geworden war. Sie kam plötzlich auch nicht mehr mit ihrem Haushaltsgeld aus, und ihre einzige Antwort auf die entsprechenden Fragen ihres Mannes war: „Wir kommen aus dem Elend nur dann heraus, wenn Du Dir die Versicherung ausbezahlen läßt."

Stets wiederholtem Bohren hält selbst der stärkste Mann nicht stand. Eines Tages kam der Augenblick, der Hans Vollbert die ewige Klage nicht länger anhören konnte: „Gut. Ich lasse die Police stornieren. Aber mach' nicht mich für die etwaigen Folgen verantwortlich!"

Da fiel sie ihm um den Hals wie ein glückliches Kind, dem endlich ein sinnloser und darum umso brennenderer Wunsch erfüllt worden war. Und dann kaufte sie sich, sobald die Gesellschaft den Rückkaufswert der Versicherung ausgezahlt hatte, den ersehnten Mantel. Sie war selig ...

Eine Woche später — auf dem Weg ins Geschäft — verunglückte Hans Vollbert tödlich.

Die Witwe würde zwanzigtausend Mark erhalten haben, wäre die Police nicht storniert worden. Jetzt konnte sie vom Rest der Rückkaufsumme ihren Mann begraben lassen. Weiter reichte es nicht, weil die Police noch nicht lange gelaufen hatte.

Nun steht die Frau mit ihrem Kind vor dem Nichts. Hat der Mantel nicht wirklich zwanzigtausend Mark gekostet?"

★

Der Ringkampf mit dem Bären.

Skizze von Heinrich Riedel.

Seit zehn Jahren reiste der Clown Morris, genannt „Virginia Gull" — auf Deutsch also: der virginische Dummkopf —, mit einem Wanderzirkus in der Union von Stadt zu Stadt, und nie noch in dieser Zeit hatte er gegenüber seiner jungen und hübschen Frau Gladys, die als Seiltänzerin eine gute Nummer verkaufte, Grund zur Eifersucht. Bis dieser verdammte Mike O'Connel, mit dem Zirkusnamen „Hannibal der Große", in Coney Island, wo sie seit vierzehn Tagen in einem Zirkus auftraten, als Ersatz zu ihnen stieß.

„Hannibal der Große" war ein Tierbändiger jenen Schlages, wie ihn sich nicht nur der kleine, sondern zuweilen auch der große Moritz gern in dem geheimen Wunschbilderbuch ihrer Seele vorstellt: gut sechs Fuß groß, athletisch gebaut, blitzschnell und von der Biegsamkeit einer Stahlfeder. Vor allem kennzeichneten ihn kohlschwarze, dämonische Augen, in denen eine ständige, beleidigende Drohung lag; sie hieß kurz: Duck' dich, oder ich schlage zu!

Virginia Gull bemerkte, daß zwischen dem „Großen Hannibal" und seiner Frau Gladys etwas vorging. Nichts Ernstliches, nein, das nicht. Noch nicht. Aber es war, als wenn ein überstarker Sender in einem empfindlichen Empfangsapparat durch alle Sicherungen und Kopplungen durchgeschlagen und nicht mehr herauszubekommen sei ... Und Virginia Gull selbst fühlte fast greifbar diese Wellen, die ihn zu verdrängen und auszulöschen schienen.

„Gladys", sagte er eines Tages nach der Vorstellung, „was ist mit diesem Hannibal? Liebst Du ihn?"

Gladys zog die schön geschwungenen Augenbrauen erstaunt in die Höhe. „Du bist verrückt, er bedeutet mir nicht soviel wie eine Balancierstange. Wenn er sich mehr einbildet, so laß ihn; er wird davon nicht viel klüger werden, als er ist."

Wahrscheinlich glaubte sie selbst, was sie sagte. Gull aber glaubte es nicht. Es war Gewaltliebe, das fühlte er. Und bald würde keiner mehr etwas dagegen tun können. Gelegentlich schon hatte er seine Frau dabei ertappt, wie sie schweratmend zu dem Tierbändiger hinstarrte, der meist selbstbewußt irgendwo herumstand.

Oft überfiel den Clown mitten in der Arbeit, wenn den Leuten vor Lachen die Tränen die Backen hinunterliefen, plötzlich das Verlangen, hinweg zu rennen und wie der Teufel zwischen die beiden zu fahren. Und doch wußte er, daß sie noch nie mehr als zwei Worte miteinander gewechselt hatten.

Eines Tages schließlich ging er zu Mike O'Connel: „Finde, Ihr seht meine Frau ein bißchen zu viel an, Sir."

„Eure Meinung, aber nicht besonders wichtig", antwortete der „Große Hannibal" lächelnd, indem er die schwere Peitsche, die er stets bei sich trug, mit der Hand auf ihren Zug ausprobierte.

„Ich verbiete Euch, meine Frau weiterhin anzustarren!" schrie der Clown, rot im Gesicht.

„Verbietet, was Euch Spaß macht und wem Ihr wollt, aber nicht mir. Andernfalls bestellt Euch rechtzeitig Eure Grabrede. Habe eine etwas schwere Faust, schätze ich, Sir." Hannibal schnippte sorgfältig einige Fädchen von seinem Rock, drehete sich um und ließ den Clown stehen.

Virginia Gull hatte sich zuerst auf ihn stürzen wollen. Er kochte vor Wut. Aber er sah die Peitsche und wußte, der andere würde ihn ohne Umstände zu Boden schlagen.

Was tun? In seinem Gehirn brannte es. Er haßte diesen aufgeblasenen Freibeuter, der ihm das Liebste rauben wollte. Was tun? Gull schlenderte mit gesenktem Kopf langsam durch die Gänge der Stallungen, brütend. Dann stieß er plötzlich einen Pfiff aus — und sah sich gleich darauf scheu um, ob ihn wohl jemand belauscht hätte.

Hannibal führte zwei gute Nummern vor. Erstens eine wundervoll dressierte Gruppe von acht Doggen. Zweitens, als Clou, einen Ringkampf mit einem Zimtbären, jener gefährlichen Art des amerikanischen Grisly. Das war ein Zugstück, wie es nicht in jedem Jahrzehnt in einem Zirkus zu sehen ist. Das Tier war von riesiger Größe, wog über neun Zentner, und wenn es sich auch nur um einen Scheinkampf handelte, so war doch die Leistung des Dompteurs schon rein kraftmäßig außerordentlich, von der Gefährlichkeit — Bären bleiben immer unberechenbar — nicht zu reden.

Eines Abends nun, nach der Vorführung der Doggen, ging Hannibal, stolz und prächtig anzuschauen wie immer, in den runden Vorführungskäfig, in dem Old Ephraim, der Grisly, schon herumschunkelte. Der Tierbändiger war als Gladiator gekleidet, halbnackt. Die starken Muskeln bewegten sich, als er mit tänzerischer Leichtigkeit dahinschritt, gleich Schlangen auf dem herkulischen Gerüst des schimmernden Körpers. Das Untier, eine belebte, tückische Fleischmasse, richtete sich langsam auf.

Tusch der Musik, jäh abbrechend.

Da gingen die Ringer aufeinander los, und Hannibal stemmte sich dem Tier entgegen, das ihn beträchtlich überragte. Totenstille legte sich über die Menschenmenge. Niemand wagte eine Bewegung.

Da, während Hannibal die Brust des Bären zu umfassen versuchte und hinwiederum der Bär ihm wie in nachlässigem Wohlwollen die gewaltigen Branten auf die Schultern legte, brach plötzlich ein Toben aus, als ob das Tor der Hölle sich geöffnet hätte. Mit aufgerissenen Rachen stürzte eine Rotte von acht Doggen mit vor Wut überschnappendem Gebell auf den Käfig zu, in dem sie ihren Herrn von ihrem eigenen Todfeind angegriffen sahen.

Old Ephraim ließ, als er die Hunde gegen sich anstürmen sah, ein kurzes, tiefes Brummen hören. Er preßte mit seinen plumpen Vorderbranten Hannibal, den prächtigen, muskelschwellenden Athletenkörper — wie eine Puppe, die ihn genarrt — an sich, daß die Rippen knackten. Und dann legte er ihn mit einem Hieb an den Kopf aus dem Weg. Der Mann flog klirrend an die Eisenstangen. Er war tot.

Zu dem eigentlichen Kampf zwischen dem Bären und den Doggen kam es glücklicherweise nicht. Man warf den Hunden das schnell herbeigeschaffte Trainingsnetz der Trapeztruppe über. Es war fast grausig anzusehen, wie sie im Netz noch in Blutgier schnappten und bellten und geifernd zappelten.

Hannibal zog man mit großer Mühe mit einem Eisenhaken aus dem Käfig.

Der Clown Gull wurde ziemlich schnell erwischt. Er leugnete nicht sehr umständlich. Mit einem Nachschlüssel hatte er den Hundezwinger aufgeschlossen, und die Tiere waren natürlich der Spur ihres Herrn gefolgt.

An der bekannten Zweiminutenhandlung mit Hochspannungsstrom kam Gull knapp vorbei; aber Sing-Sing sah ihn lange in seinen Mauern.

★

Der letzte Anzug / Erzählung von Herbert Scheffler

„Bitte, bügeln Sie meinen Anzug sorgfältig auf, ich habe morgen vormittag einen wichtigen Gang zu machen", sagte Gotthold Neisenström zu seiner Wirtin, die ihm die obligatorische Tasse Tee auf den Tisch schob. Dann knöpfte er, aus irgendeinem Distanzgefühl, die Hausjoppe zu, zog die Tasse zu sich herüber, schaute in die goldgelbe Flüssigkeit und beobachtete interessiert, wie zwei Teeblätter im Kreise hintereinander herzogen, ohne sich je zu erreichen.

„Ja, ja. Mach' ich schon", sagte die Wirtin, nachlässig und in einer merkwürdig mottigen Tonart. „Wollen Sie —" damit riß der Satz ab, ihr Gesicht verzog sich, als ob jemand sie mit Stecknadeln gepickt hätte, und sie schlurfte stöhnend zur Tür zurück.

Gotthold Neisenström kannte und haßte das. Zehnmal am Tage erlebte er solche lächerlich unvollendeten Sätze, solche rheumatisch angefressenen Gedanken. Die Frau hat Schmerzen — traurig, sehr traurig, tut mir aufrichtig leid, wünsche beste Besserung. Aber diese Art, seine Schmerzen an den Mann zu bringen, den anderen so einfach an einem halben Satze zappeln zu lassen — zum Kotzen. Und dann: Wenn jeder — na, ich danke. Ich sage doch auch nicht: Bitte, bügeln Sie meinen, leider Gottes, allerletzten Anzug sorgfältig auf, denn ich sitze so in der Tinte, daß ich mir morgen eine Stellung als Radiergummireisender oder Zeitungsverkäufer suchen muß! Ich werde Fahrstuhlboy, nur damit ich Ihnen Ihre Miete bezahlen kann! Bitte doch um etwas mehr Haltung, mehr Selbstgefühl und ein klein wenig Rücksichtnahme. Allein schon das Pantoffelschlurfen ist eine Zumutung ...

„Aber, bitte, nicht wieder zwei Kniffe in die Hose einplätten, wie das letzte Mal, Frau Meier."

Frau Meier dreht sich an der Tür um und zeigt Neisenström ihre dicke Nase, die von jeder Erregung rot anzulaufen pflegt. Auch ihr Kinn wackelt ein wenig, klappt auf und nieder wie bei einer Marionette, die große Oper parodiert. „Wollen Sie, bitte —" Aber der Satz bleibt wieder wie stets in der Luft hangen, ihr Gesicht wird schief vor Schmerz, sie schlurft ab und wirft die Tür hinter sich zu.

Neisenström guckt wieder in die Tasse, wo die beiden Teeblätter langsamer zwar, aber immer noch gleich hoffnungslos ihre Bahn ziehen. Ob es ursprünglich noch mehr Blätter waren, die sich zur Herstellung dieses Tees zusammengefunden haben? Jedenfalls —

Er steht auf, nimmt die Tasse und gießt ihren Inhalt auf die Zimmerlinde. Soll die das gefärbte Wasser trinken!

•

„Gut aussehende Herren, redegewandt, werden von bestens eingeführter Firma zur Vertreibung eines neuartigen Massenartikels (D. R. P.) gesucht. Große Verdienstmöglichkeit, gewinnbringender Nebenberuf. Nur seriöse, bessere Herren wollen sich melden Dienstagvormittag, Hotel Metropol, Zimmer 16."

Halt! denkt Neisenström, es gilt, den Leuten zu imponieren. Wenn sie auch wahrscheinlich nur in Strumpfhaltern oder Patentknöpfen machen. Oder vielmehr gerade darum. Es gilt eine Inszenierung. Das Kostüm ist da, sitzt tadellos, kleidet glänzend, nichts daran auszusetzen, fehlt nur gewissermaßen das Ambiente ...

Wenn ich jetzt bis zur Dorotheenstraße per pedes gehe, kostet ein Auto von dort bis zum Metropol höchstens ... na, sagen wir, eine Mark. Ich lasse das Auto warten — wieder eine Mark. Fahre zurück bis Kaiserplatz — kaum eine Mark. Gesamtbestand (er zieht das Portemonnaie, stellt sich vor ein Schaufenster und zählt) vier Mark und fünfundfünfzig ... Ich inszeniere also durchaus nicht über meine Verhältnisse. Soll und Haben balancieren, soweit dieser Moment und dieses Portemonnaie in Frage stehen, vorschriftsmäßig. Möglicherweise verschafft mir die Wirkung des wartenden Autos nicht nur eine Generalvertretung für die Patentbauchbinden, sondern sogar einen Vorschuß. Nicht zu rechnen den tadellosen Anzug mit der geradezu hemmungslosen Bügelfalte, das weißseidene, zartlugende Taschentuch in der Brusttasche, die Finger, von denen die kleine süße Marja immer sagte, sie seien gefährlich aristokratisch. Ja, ja, meine liebe kleine, sehr verehrte Marja, wenn diese gefährlich aristokratischen Finger erst Hand legen an die patentierten Manschettenknöpfe mit Stoßdämpfer, dann werden wir, verehrtes kleines Geschöpf, vielleicht ernsthafter miteinander reden können, wer weiß ... Die Kunst, siehst du, ist ein aussichtsloser Hungerstreik gegen die Technik, wer aber kapituliert, kann soviel Flöte blasen, wie er nur immer will.

„Bitte, ein Morgenblatt", sagt Neisenström und zahlt der Verkäuferin, Kollegin schon beinahe, leichter Hand zehn Pfennig aus. „Eine Zeitung in der Hand macht den Mann erst weltgewandt", dudelt er vor sich hin, tritt dann gemächlich an eine Autodroschke und klappt salopp-herrisch mit dem Fuß auf, als der Führer nicht gleich zur Stelle ist.

„Hotel Metropol."

„Sofort."

Na also, denkt Neisenström, ich wirke. Ich wirke wie zehntausend Pfund Sterling, vom Dollar ganz zu schweigen. Ich fühle mich bewundernswert ein in die Rolle eines Bauchbindenfabrikbesitzers. Wenn ich mir noch einen ungarischen Akzent anschaffe, liegt das Hotelpersonal zu meinen Füßen. Aber vorerst werde ich die Zeitung entfalten, damit mich das Halten gewissermaßen überrascht.

Leider hält der Wagen schon, bevor noch Neisenström die Zeitung standesgemäß entfaltet hat. Der Führer langt mit dem rechten Arm aus seiner Box und öffnet den Schlag.

„Bitte, hier zu warten", sagt Neisenström und springt, die Arme lässig schlenkernd, ab. Dabei dringt ihm ein kleiner sausender Laut ins Ohr, so, als ob aus einem Ventil Gas entweiche, nur vielleicht etwas schärfer. Er wendet sich um, schaut nach, ob er auf irgend etwas getreten ist. Ein frühzeitig totes Blatt hat er mit seinem Stiefel zerbröckelt, sonst nichts. Er guckt den Chauffeur an — vielleicht ist das Auto kaputt? Unsinn, der Mann schaltet eben den Motor aus, die Maschinerie funktioniert tadellos. Neisenström hebt erledigend die Hand und streckt mit dem Zeigefinger die Naie entlang, wie das so seine Gewohnheit ist — da sieht er etwas hangen. Er guckt genau: der rechte Aermel seines Anzuges ist beinahe vom Ellbogen an bis zum Rand hinunter aufgerissen, das Tuch schlappt fransig auf beiden Seiten herunter ...

Neisenström steht und glotzt. Er fühlt deutlich, daß er ein sehr blödes Gesicht macht. Man denke — Generalvertreter mit aufgeschlitztem Aermel. Die Leute müßten ja wahnsinnig sein. Ich kann doch aber nicht den viersprachigen Portier vom Hotel Metropol bitten, mir Nadel und Faden zu leihen! Und noch weniger die bestens eingeführte Firma, die jetzt Zimmer 16 im Klubsessel ruht, den Verdienerbauch sanft gestreckt, eine Importe im linken Mundwinkel, während die rechte Hand mit einem Kopierstift oder Zahnstocher gestikuliert ... Nein, unmöglich. Gotthold Neisenström, attestierter Musikstudent, du bist unmöglich. Du bist ein verfahrener Kaufmann. Du bist eine an der Außenhaut vollständig saure Gurke. Wenn jemand schmeckt, hat er keine Lust mehr, tiefer zu schmecken.

Ja, ja. Neisenström geht ruhig an das Auto zurück. Schimpft nicht, erwähnt auch mit keinem Wort seinen Schaden. Was kann der Mann dafür, wenn er einen Unglückswurm befördert!

„Eine Mark zwanzig, bitte."

Neisenström bezahlt eine Mark dreißig (Bedanken könnte sich der Schubbejack aber trotzdem! fährt es ihm durch den Kopf) und trottet ab. Seine Haltung ist jämmerlich, armeleutehaft. Er weiß es, aber wozu noch markieren? Mit einem anständigen Anzug, und sei es auch der letzte, kann man noch vor jemanden hintreten, hat man noch Würde und Gewicht, genauen Schwerpunkt und sichere Distanz. Aber Würde mit zerschlissenem Aermel? Schwerpunkt mit geflicktem Anzug? Quatsch, Blödsinn, aufgelegte Komik. Ein einziger Flicken verschiebt den gewichtigsten Schwerpunkt. Nicht Nacktheit hebt die Distanz auf, aber ein Loch in der Hose. Oh, die Mütter haben schon eine verdammte Lebenskenntnis, wenn sie ihrem abziehenden Sohn mit auf den Weg geben: „Halt Dich nur immer propper!"

Ach was, jetzt geh' ich in ein Café und trinke einen Whisky-Soda. Nehmen wir an, ich hätte mir den Aermel nicht aufgeschlitzt, hätte trotzdem den Strumpfbandvertrieb nicht bekommen, wäre also genau so wütend wie jetzt, würde also ebenfalls einen Whisky-Soda trinken. Bitte. Mit genau so viel oder so wenig Berechtigung. Man muß das Schicksal lächerlich machen, ganz einfach.

„Einen Whisky mit Soda, eine gute Zigarre, ein Streichholz und was sonst noch dazu gehört!"

Der Ober flitzt. Aha, denkt Neisenström, des Kaisers Kleider sozusagen. Ich sehe nicht, daß bei mir ein Aermel geplatzt ist, also sieht der Herr Ober auch nicht, daß bei mir ein Aermel geplatzt ist. Wenn das so weitergeht, betrete ich binnen einer Stunde doch noch das Hotel Metropol.

Er trinkt, raucht, räuspert, blinzelt angenehm schläfrig in den verrückt gewordenen Straßenverkehr, lächelt milde, liest dann ein wenig Politik, nippt vom Feuilleton, läßt den Wetterbericht an sich vorbeispazieren, durchfliegt das Lokale. Als er die Zeitung eben wieder umlegen will, entdeckt er plötzlich seinen Namen. Ich, in der Zeitung? Wieso kommt ...? Er buchstabiert: „Gotthold — stimmt — Neisenström — stimmt auch, beides gesperrt gedruckt. Also lies doch, Mensch, irgend etwas wird schon mit Dir los sein!"

„Der hiesige Musikstudent Gotthold Neisenström ist für sein Trio in G-Dur opus 13 mit dem diesjährigen Kammermusikpreis der Philharmonischen Gesellschaft ausgezeichnet worden."

Ganz still ist Neisenström einen Augenblick. Dann will er schreien, brüllen, wiehern, juchzen, auf den Tisch ballern, den Ober umarmen oder morden, ganz egal, nur etwas Starkes tun, ventilieren lassen. Aber er guckt nur abermals in die Zeitung, wirft die Zigarre in den Aschenbecher und trommelt auf den Marmortisch. Schweinerei, jawohl, eine richtige Schweinerei. Lassen mich die Leute erst zappeln, bis ich wegen Kleidungsmangels das Bett hüten muß. Bis ich nahezu in Stiefelbändern reise. Wundert mich, daß sie den Preis nicht zur Verdickung ihrer Dividenden zurückgehalten haben.

Als er sich so ausgeschimpft hat, ist gleichzeitig die erste rettungslose Freude so weit überwunden, daß er einigermaßen gestrafft, wenn auch mit etwas kippender Stimme, ein Auto anrufen kann.

„Wohin?"

„Rund um die Stadt!"

Er wirft sich in eine Ecke, zieht die Gardinen vor, ruht jetzt endlich, während er ungesehen durch das Lärmpotpourri der Straßen saust, jetzt endlich darf er es zulassen, daß seine Augen schwer und sonderbar heiß werden, daß sich unendliche Ströme dunklen Lebens aus ihrer Enge befreien und ihre Bitterkeit abgeben an die unveränderlich sprachlose Erde.

Die Schatzkammer.

Skizze von Tulio Febres Cordero-Mérida.

Berecht. Uebertrag. aus dem Spanischen von Carolus Asperg.

Aus meinen Kindheitstagen erinnere ich mich eines Märchens, dessen Sinn sich in einem langen Leben bewährt hat.

Es war einmal ein König, der hatte — nicht drei Söhne, sondern — eine einzige Tochter. Sie war sein Augapfel und der Gegenstand der Verehrung all seiner Untertanen. Zwischen dem König und der Prinzessin bestand die innigste Zuneigung. Die Tage konnte man zählen, an denen sie nicht ihre Sorgen und Freuden, ihre Pläne und Gedanken miteinander besprochen hätten.

Aber inmitten dieser zärtlichen Vertrautheit beschattete ein Wölkchen das Glück der Königstochter: Es gab im Leben ihres Vaters ein Geheimnis, das er auch ihr nicht enthüllte.

Nahe bei dem königlichen Schlafgemach befand sich ein Zimmer, zu dem allein der König Zutritt hatte. Niemand im Schloß wußte, was darin war und womit sich der Fürst während der Stunden, die er dort eingeschlossen verweilte, beschäftigte. „Die Schatzkammer" nannten es alle in der Vermutung, daß der Kronschatz darin niedergelegt wäre. Aber neben dieser Annahme erzählte man sich in den Kreisen der Höflinge und der Dienerschaft tausenderlei phantastische Geschichten. Man wollte aus dem Zimmer seltsame Hammerschläge und andere sonderbare Geräusche vernommen haben, Schaben und Feilen, Rauschen und Klirren; bei Nacht leuchtete manchmal aus der Esse darüber ein rötlicher Schein, und furchtsame Gemüter kamen sogar auf den schrecklichen Gedanken, er pflege darin Umgang mit dem Bösen.

Eines Tages sagte die Prinzessin kurz entschlossen zum König: „Väterchen, wenn Du wüßtest, wie sehr mich schon seit langem die Neugier plagt."

„Und wonach denn?"

„Die Schatzkammer zu sehen."

„Du wirst sie sehen", antwortete der König freundlich. „Aber um sie betreten zu können, muß man ein ganz besonderes Gewand tragen, ein Gewand, das Du noch nicht Dein eigen nennst."

„So sage mir, bitte, schnell, wie es beschaffen sein muß damit ich es mir eilends besorge."

„Das ist eben die Schwierigkeit ..."

„Wieso denn?"

„Du mußt es erraten."

„Oh!" rief die Prinzessin enttäuscht. „Wie kann ich es erraten, wenn Du es mir nicht ungefähr angebst?"

„Sorge Dich nicht, mein Töchterchen! Du wirst es gewiß erraten, wenn Du meine Neigungen und mein Tun genau bedenkst. Du wirst dann nicht nur das Geheimnis des Zimmers erfahren; nein, Du wirst noch obendrein alles zum Geschenk erhalten, was es umschließt."

Die Prinzessin grübelte und sann in schlaflosen Nächten. Sie ließ ihre vertrauteste Kammerfrau kommen und befahl ihr, ein Gewand anzufertigen, das in nichts denen gliche, die sie schon besaß. Die Kammerfrau übertraf noch ihre große Geschicklichkeit, indem sie ein Kleid herstellte, das seinesgleichen in der ganzen Welt nicht hatte und alle Damen des Hofes durch Pracht und Geschmack blendete. Aber den

König verlor kein Wort darüber, aus sie es das erstemal in seiner Gegenwart trug.

Die Prinzessin erdachte ein anderes Gewand, daran viele Wochen hindurch die berühmtesten Künstler und die geschicktesten Schneiderinnen des Landes arbeiteten.

Sogar der König sprach ihr seine Bewunderung aus, sagte aber weiter nichts, so daß die Tochter erkannte, auch dieses Kleid sei nicht das richtige.

In ihrer großen Bestürzung und Traurigkeit gab ihr ein plötzlicher Einfall die verlorene Hoffnung wieder, als sie sich verschiedener Aeußerungen des Königs aus der letzten Zeit erinnerte. Ihr Herz schlug hoch vor Freude, den Schlüssel des Rätsels gefunden zu haben.

Ihre Kammerfrau war nicht wenig überrascht, als sie aus dem Munde der Prinzessin die unerwarteten Worte vernahm: „Ich will nähen lernen!“ —

Von jenem Tage an sah man die Prinzessin nur noch selten im Park und auf dem Söller, denn sie verbrachte fast ihre ganze Zeit mit der Nadel in der Hand.

Da begab es sich, daß zur Feier des Geburtstages des Königs große Vorbereitungen getroffen wurden. Die Prinzessin sah man wenig, so selten, daß man befürchtete, sie wäre erkrankt. Als aber die Pforten der Gemächer zur Feier geöffnet wurden, erschien sie in ihrer lieblichen Schönheit an der Seite des Vaters. Eine unaussprechliche Freude und Befriedigung erfüllte ihr Herz, weil der König sie immer wieder ansah und ihr mehr als einmal zu dem Gewande Glück wünschte, das sie zierte.

Nach Beendigung der Feierlichkeit sprach der König: „Der Tag ist gekommen, an dem ich der Prinzessin, meiner Tochter, und mit ihr Ihnen allen die ‚Schatzkammer‘ zeigen werde!“

Nach dieser unerwarteten Eröffnung herrschte tiefstes Schweigen der Ueberraschung, dann pflanzte sich die Nachricht mit Windeseile durch alle Gänge und Gemächer des Palastes fort. Die Prinzessin erblaßte. Viele der Höflinge und die Mehrzahl der Pagen und Lakaien hielten sich kaum auf den Beinen vor Schrecken, weil abergläubische Furcht ihre Neugier noch überwog. Unter dem Vortritt von Kerzenträgern begaben sich der König, die Prinzessin und der ganze Hof zur Schatzkammer. Als der König eigenhändig die Tür aufschloß und öffnete, wich alles zunächst scheu zurück, bis das Licht der Kerzen dann den geheimnisvollen Raum erhellte. Er enthielt nichts Absonderliches oder gar Furchterweckendes. Er war nichts weiter als eine vollständige Goldschmiedewerkstatt mit Walze und Amboß, Schraubstock und Zieheisen, Schmelzofen und Werkbrett mit Feilnagel und Fell, bedeckt mit Zargen und Lötkolben, Feilen und Schabern, Punzen und Sticheln aller Art, während in den Glasschränken an den Wänden Gegenstände edelster Arbeit gleißten und funkelten.

Der König griff nach einem prächtigen Kleinod, einer Brosche aus mattem Gold, mit Brillanten und Perlen geziert, und sagte zur Prinzessin: „Höre, meine Tochter: Macht und Reichtum nehmen oft ein schnelles und unverhofftes Ende, nur die Geschicklichkeit unserer Hände bleibt uns dann, um unser Brot zu erwerben. Mein Vater hat mich das Handwerk des Goldschmiedes gelehrt, das ich nie vernachlässigt habe, wie es die Schmuckstücke beweisen, die Du hier siehst, besonders dieses eine, das ich nun auf Deiner Brust befestige, weil Du meine Wünsche erraten hast, indem Du nähen und damit Dich selber kleiden lerntest. So leuchte denn, liebe Tochter, auf dem von Deinen Händen genähten Gewand der Schmuck, den ich mit meinen an dieser Stätte in stillen Stunden gefertigt habe, die Ihr mit Recht die ‚Schatzkammer‘ nennt!“

★

Der Alte.

Skizze von Heinrich Stieghorst.

„Der Leutnant hat's Kommando, und wir ham die Ruhe“, sagt der Kanonier Erich Lehmann. Er meint, er sei etwas Besonderes und könne reden, was ihm Spaß macht, weil er aus Berlin ist.

Lehmann, den alle Hubert nennen, warum, weiß keiner, quasselt über alles und alle. Nur nicht über den Hauptmann, den Batterieführer. Wenn Hubert von dem redet, sagt er: der Alte. Es geschieht aber mit Achtung. Gibt der Hauptmann dem Lehmann einen Befehl, flitzt Hubert wie ein vergifteter Affe.

Der Alte ist gerecht und streng. So wollen die Kanoniere den Hauptmann auch. Was der Alte sagt, ist Befehl, und der Befehl wird ausgeführt. Unbedingt.

Aber einmal, da tut der Alte, was wir wollen. Und das kommt so:

Wie wir unsere alte Stellung vor Lomza, wo wir fast ein halbes Jahr gelegen haben, verlassen müssen, sind wir fast traurig. In den leeren Häusern und Unterständen sehen wir uns noch einmal um, ob auch nichts vergessen ist. So manchen schönen Frühlingsabend haben wir hier gesessen geraucht, geklönt, Skat gespielt. Vor den Häusern und sogar vor den Unterständen in der Feuerstellung sind kleine Lauben mit Tischen und Bänken gebaut, auch kleine Gärten angelegt worden. An den Scheunen, in denen die Pferde stehen, haben die Fahrer Nistkästen festgenagelt, und auf den Stangen sitzen heute morgen die Stare und trillern uns ein Abschiedslied. Auf den Dorfstraßen balgen sich die Spatzen um die Roßäpfel, die letzten, die sie von unsern Gäulen erhalten. Die Pferde schnauben unmutsvoll, als ahnten sie, daß sie in ihren vertrauten Stall nun nicht mehr zurückkehren werden.

Und über allem liegt die heiße, goldige Julisonne.

Kurz vor dem Aufbruch haben wir noch Lebensmittel und Tabakwaren in rauhen Mengen empfangen. Unsere drei Fahrer erklären bestimmt, es gäbe jetzt Frieden, denn die Küchenbullen hätten alles restlos ausgegeben. Kanonier Leidenberg aber meint, wenn es Frieden gäbe, hätte man vorher etwas davon hören müssen. So mit einem Ruck ginge es nicht. Vielleicht kämen wir nach dem Westen; er hätte gelesen, da ginge es nicht mehr vorwärts. Auf der Fahrt durch Deutschland würden ja alle acht Stunden Fressalien empfangen, und deshalb wäre jetzt alles verteilt worden.

Wir sind inzwischen aus dem Feldweg, der zum Dorf führt, an die Hauptstraße Kolno-Lomza gekommen. Im Februar haben wir hier, von Kolno kommend, die Russen in heftigen Gefechten bis vor die Narewfestung gejagt.

Die Kanoniere knurren, daß sie bei der schöngepflasterten Straße zu Fuß gehen müssen. Die Fahrzeuge rollen doch von selbst, und es macht den dicken Pferden, die fast ein halbes Jahr Ruhe gehabt haben, nichts aus, wenn die Fußmannschaften auf den Protzen sitzen.

„Paß auf, der Alte läßt uns den ganzen Weg bis Kolno glatt zu Fuß machen, trotz der Affenhitze“, ärgert sich Leidenberg.

„Sog ihm doch emol, dasch Du fohre mechtest!“ grinst der Geschützführer.

„Bin ich vom wilden Bullen gebissen, Mensch?“ wehrt Leidenberg entsetzt ab.

Plötzlich aber singen einige, und bald singt die ganze Batterie.

„Laß sie gehen, laß sie traben,
Laß sie sausen im Galopp,
Kanoniere aufgesessen, aufgesessen,
Und das Liedchen nicht vergessen.“

Die ganze Batterie hat anscheinend denselben Gedanken. Eine Viertelstunde singen alle immer nur: „Kanoniere aufgesessen, aufgesessen.“ Die Unteroffiziere grinsen, die Feldwebel feixen, die Leutnants lachen.

Nur der, den es angeht, rührt sich nicht. Er denkt wohl an etwas anderes. Ruhig reitet er inmitten seiner Offiziere auf seinem hohen schwarzen Bock an der Spitze der Batterie.

Unser Hauptmann ist unglaublich unmusikalisch. Nur einen Marsch kennt er kanonensicher: den Torgauer. Wenn er etwas feiert, muß der gespielt oder gesungen werden; er singt als Text dazu: „Kunigunde, Kunigunde, was war das für ne selige Stunde.“ Er ist Junggeselle.

Endlich fällt ihm aber doch das ewige, immer lauter gebrüllte „Kanoniere aufgesessen, aufgesessen!“ in die Ohren. Er erkundigt sich beim Batterieoffizier. Dann hebt er die Hand: „Batterie halt!“ Die Fahrer heben die Hand: „Batterie halt!“ Die berittenen Unteroffiziere geben das Kommando weiter: „Batterie haalt!“ Und ganz von hinten kommt's: „Haaalt!“

Die Batterie steht, die Kanoniere hinter den Fahrzeugen. August Zaginsky nimmt sogar die Pfeife aus dem Munde und kaut zwischen seinem Vollbart leise hervor: „Paß auf, jetzt macht er mit uns Schützengefecht auf dem Sturzacker.“

Das denken wir auch, wie der Alte jetzt näher heranreitet. Aber er lacht: „Kanoniere ...“

Ruck, zuck — die Karabiner fliegen vor die Brust, das Seitengewehr wird in die Hand genommen.

„Aufgesessen!“

Wupp, Wupp — wir sitzen oben auf den Protzen.

„Batterie marsch!“

Die Fahrer schimpfen: „Jetzt müssen unsere armen Tiere auch noch die ollen vollgefressenen Kanoniere schleppen.“

Wir fühlen uns wohl wie Wickelkinder, wenn sie am besten gedeihen: Wir sind satt, warm und trocken. Sollen die Gäule mal ein bißchen naß werden, denen bekommt das Schwitzen besser. Alle stecken wir uns ein Kraut ins Gesicht. Himmel, was ist die Welt schön, von hier oben gesehen!

„Jetzt ham wa's raus, wie wa den Alten behandeln müssen“, grinst Lehmann und bläst dicken Rauch aus seiner Pfeife in den flimmernden Sommer.

★

Ausklang.

Skizze von Walther Mittasch.

Am rotbraunen Stutzflügel, über den Sonnenglanz gegossen war wie duftloses Oel, saß der alte Kapellmeister Magere Hände hatten just den Ton des vergilbten Elfenbeins Beethovens Gipsmaske, vom schwarzgrünen Glanzpapier eines Lorbeerkranzes umstachelt, hing als drohende Geste aus düsterem Reiche.

Im verschabten Sammetsessel plusterte sich Herr Lohgerbermeister Brenngiebel, Vorstandsmitglied des Gewerbe-Vereins. Sagte mit einer quäkenden Baßstimme, deren sonderbare Tontiefe der alte Musikus heimlich auf dem Klavier feststellte: „Also bitt' schön ... ham's verstanden, wos es sein soll? Zuerst begleiten's die Tochter vom Alois Schaftl, vom Spenglermeister am Markt. No, und wann's mein'n, daß nötig is — no spiel'n Sie no a Stückl Solo alleine. Net zu lang! — Und a bissel was Schmissiges! Hat der Mozart do — an der Wand dort — nit an Jazz geschrieben? Alsc dann ...“

Er stemmte sich hoch und wurde vom Sonnenschein der niedrigen Tür zugeschoben. Polterte die Stiege hinab und löste sich in der warmen Stille der Winkelgasse.

Der alte Kapellmeister raste mit den elfenbeinfarbenen Fingern im eisgrauen Gesträhne.

„Ein Konzert ... Auf meine alten Tage! Wie soll das ausgehen? Wenn nun ein Gespenstisches kommt und mitspielt? Mir mit eiskalter Niedertracht auf die Hand haucht? Früher einmal, vor fünfzig Jahren, da war's ein ander Ding. Da bekam mein Instrument Flügel — und wir hoben uns zu einem Himmel, hinter dessen golddurchstickter Fahnenpracht Harfen hingen ... Heute? Das rieselt alles an mir vorbei, hat etwas Schmerzhaftes. — Beethoven erlauschte die Lieder einer Wiesenquelle. Aber diese Modernen erhaschen das Quietschen einer Straßenbahn ... Ist schon so. Was willst tun dagegen?“

Er durchblätterte ein gelbes Notenheft.

„Dieses nehmen wir. Das Andante mit Variationen von Johann Nepomuk Hummel. Mit dem habe ich vor fünfzig Jahren ... Oh ja: wir hatten einmal einen Namen. Heute muß ich froh sein, wenn der Gewerbe-Verein mit dem Finger winkt. Nun ja, wieder einmal auf das Podium gehen, den Zauberer spielen. Ich werd' ihnen das Lächeln schon vergagen. — Frieren tut mich. Und dabei scheint die Sonne.“

Frau Gundel wieselte herein. „Is wahr, Schorschel? A Konzert? Du? Is nöt so, als ob man eine vertrocknete Palme abwascht und in die Sonnen stellt ...?“

Da aber wetterte des Alten linke Faust den Fismoll-Akkord aus den Tasten.

„Sei fad, Gundel! Soll man nit einmal noch stolz sein — auf seine alten Tage?“

„Is scho recht, Schorschel.“ —

Am Tage des Konzertes.

„Vierzig Grad Fieber“, tuschelt der Arzt. „Was hat er da?“

„Das Notenheft ...“ flüstert Frau Gundel, über das Sterbebett gebeugt.

Der alte Kapellmeister spielt das Andante von Hummel. Jeder Ton wandelt sich in eine leuchtende Kugel und schwebt in den Raum. Ein Saal ist da, in dem blühen zehntausend Menschengesichter wie graue Blumen. Wände hat der Saal nicht; ringsum stehen schwarzgrüne Tannen, wie mit der Schere geschnitten. Die Beethovenmaske leuchtet als kalter Mond. Irgendwo in finsterer Tiefe heult ein Wolf. Aber der Flügel spendet leuchtende Kugeln. Hinter einer Lichtung jüngelt das Band einer Straße. Staub brodelt. Irgendwo kreischen zwei Bandsägen in einem niederträchtigen Gleichklang.

Adalbert Georg Raiter ist jung und spielt Hummel.

Es ist ein Ledergeruch im Saale. All' die Lohgerbermeister. Natürlich ... Die Flügeltasten werden zu Stahl ...

Ueber die staubige Straße geistert der heulende Wolf. Sperrt den Rachen gegen die Beethovenmaske. Die aber zittert nicht.

Adalbert Georg Raiter spürt plötzlich erschreckend, daß er in die Appassionata hineingeraten ist. Durch den Saal rieselt ein Kichern. Zehntausend verstimmte Glocken aus rostigem Blech meckern einander zu ... Der Flügel dröhnt und bekommt Schwingen. Das Kichern verrieselt wie Wasser im Sumpf.

Plötzlich regen sich zehntausend Hände. Aus allen Fingerspitzen blühen Rosen ..

Der Flügel schwebt. Irgendwo ist ein Riß im Himmel. Ein unsichtbares Orchester schleppt den Trauermarsch aus der Eroika heran, wie einen schweren, goldgesäumten Mantel.

Zehntausend Stimmen rufen: „Raiter! Raiter!“ —

Der Flügel taucht mit tausenden Schwingen ins Geheimnis des Unendlichen.

Das Notenblatt enthuscht erkaltenden Händen ...

★

Die Perlenkette

Skizze von M. von Corvinus.

Sie war auf einer wilden Autofahrt verunglückt. Tödlich! Aber noch hatte sie einige Tage unter Qualen gelebt. Niemand durfte damals um sie sein, niemand als Anje Bergström, ihre Jugendgefährtin.

Und nun hatte man sie unter unzähligen Kränzen der Erde gegeben. Wie Silvy es gewollt. Nicht verbrennen, hatte sie gebeten — nein, unter grünem Rasen wollte sie ruhen, von Vögeln umsungen.

Gefesseltes Land / Skizze von Kurt Kühns

Allmählich hob sich das Meer aus der Nacht. Die vor dem kräftigen Nordost hoch ziehenden Wogen färbten sich stahlgrau; um die dunkle Wolkenwand, die über der fernen Küste stand, zitterte ein erster, fahler Tagesschein.

Ueber die wogende See nahm ein Dreimastschoner seinen Kurs, schräg unter vollem Zeug liegend. Die Positionslichter brannten noch, doch ihre Farben fingen an zu verblassen.

Am Heck, sich weit über die Reling lehnend, stand in Oelzeug und Südwester — es hatte über Nacht hart geweht — der Schiffer, Kapitän Brandt, ein Mann in den Dreißigern mit einem schmalen, energischen Gesicht, das ein kurzer, blonder Spitzbart umrahmte, und spähte mit seinem Glas nach der fernen Küste aus. Die hellen Sandberge dort waren die Dünen der Kurischen Nehrung, und das grelle Blinklicht, das seinen wandernden Schein in den grauen Morgen sandte, bezeichnete die Einfahrt in das Memeler Tief.

Drei Jahre hatte Brandt die Heimat nicht gesehen. Er war in den ostasiatischen Gewässern mit seinem Schoner gefahren. Heute endlich — wie oft hatte er den Tag erlehnt! — kam er heim.

Ein Boot tauchte auf, es führte die Lotsenflagge. Ein Pfiff Brandts, ein Mann der Wache hißte dieselbe Flagge am Vormast. Bald lag der Lotsenkutter längsseit, der Schoner hatte beigedreht, und der Lotse kletterte an Bord, ein alter, vierschrötiger Seebär.

„Onkel Nikolait!“ rief Brandt. „Du bist's?“

„Ja, ich bin's, mein Jungchen“, lachte der Alte und schüttelte Brandt die Hand wie einen Pumpenschwengel. „Ich hab Deine ‚Bertha‘ schon lange auf dem Kieker. Freut mich, daß ich Dich einlotsen kann. Nun sag mal, wie sieht's aus in dem ehemaligen Himmlischen Reich?“

„Trübe“, versetzte Brandt. „Jetzt hat der Krieg auch da die Schiffahrt lahm gelegt. Aber komm erst, eine Tasse Kaffee trinken, Onkel Nikolait!“

„Und wie steht's im Memelland?“ fragte Brandt und schenkte den Kaffee ein.

„Jungchen, das steht schlimm genug“, erwiderte der Alte bekümmert. „Die Litauer haben einen Staatsstreich ins Werk gesetzt. Sie schlucken uns über. Na, das wirst Du ja alles noch sehen. Also Deinen Eltern geht's soweit gut. Bloß — in Deine Elsbeth hat sich so ein verdammter Kerl vom litauischen Zoll verguckt.“

„Das wird ja immer schöner!“ stieß Brandt hervor.

„Mit dem Herrn Simulatis wirst Du ja ein Wort deutsch reden, wenn's nötig werden sollte“, lachte Onkel Nikolait grimmig. „Bei der Elsbeth hat er ja so wie so kein Glück. Aber ich muß an Deck, wir kommen in schwieriges Fahrwasser.“

Die „Bertha“ drehte scharf auf das Land zu. Brandt ließ den Hilfsmotor anspringen. „Wir wollen die Flagge setzen“, sagte er. Auf seinen Pfiff stieg die gelb-rote memelländische Flagge, das Memeler Stadtwappen in der Gösch, am Mast hoch.

„Du“, sagte Nikolait, „die eigene Flagge haben sie uns auch genommen. Sie ist verboten. Wir müssen unter litauischer Flagge fahren.“

„Unter dem Lappen fahre ich nicht“, erwiderte Brandt barsch. „Heda, setz' die deutsche Flagge!“

Unter dieser steuerten sie durch die schmale Einfahrt in das Memeler Tief. Ueber dem stillen Wasser tauchten die ehrwürdigen Kirchtürme der Heimatstadt Brandts auf.

Ein Motorboot schoß heran, das Zollboot. Die „Bertha“ stoppte die Fahrt, und zwei Zollbeamte stiegen an Bord.

„Das Schiff führt die deutsche Flagge“, sagte der erste Zöllner, während der zweite dolmetschte. „Es ist ein Memeler Schiff.“

„Es kommt von großer Fahrt, Herr Simulatis“, entgegnete Nikolait. „Es hat keine andere.“

„Hat keine andere?“ begehrte der Litauer auf. „Wir werden ihn lehren, eine andere zu führen.“ Er schrieb eifrig in seinem Notizbuch.

„Schreib' Du nur!“ dachte Brandt und pfiff durch die Zähne. Indes lief die Bertha in den stillen Hafen — kaum ein Schiff lag darin — und machte am Bollwerk fest.

Brandt und Onkel Nikolait wanderten durch die Straßen „Alles tot“, sagte Onkel Nikolait, „seit der Handel mit dem Reiche stockt und die litauischen Zollmauern uns abschließen.“

Sie erreichten den Markt. „Ob sie schon offen haben?“ fragte Brandt und deutete auf ein behäbiges Bürgerhaus, dessen Erdgeschoß ein stattlicher Laden einnahm. C. F. Schröder, Kolonialwaren, stand auf dem Firmenschild. Da zog drüben ein Lehrling den Rolladen auf, und in der Tür erschien ein junges Mädchen, hoch, schlank, blond, mit frischen Wangen und blanken Augen. Ein blütenweißer Kittel, den sie über dem Kleide trug, hob ihre schlanke Gestalt noch mehr.

„Elsbeth!“ rief Brandt, sprang hinüber, und beide lagen sich in den Armen mit Lachen und Weinen.

Um die Ecke bog eben Herr Simulatis, der Zöllner. Er blieb stehen, sah aus zusammengekniffenen Augen herüber und ging weiter nach dem nahen Hauptzollamt.

Der Tag verging dem jungen Kapitän in ungetrübter Freude. Was fragt junges Glück nach politischen Zuständen? Er hatte seine Braut, seine Eltern wieder, er hörte wieder die deutsche Sprache — er war daheim!

Als er am andern Morgen bei seinen Eltern am Frühstückstisch saß, erschien ein Amtsbote und gab eine Zustellung ab. Strafverfügung! 10 000 Litas Strafe für unberechtigtes Führen einer fremden Flagge oder drei Monate Gefängnis. Im Falle der Nichtbeitreibung außerdem Beschlagnahme des Schiffes.

Brandt sprang auf. Das war die Summe, die er in drei harten Jahren im Ausland erübrigt. Sollte er sie diesen Landräubern in den Rachen werfen? Oder ins Gefängnis wandern und sein Schiff verlieren?

Abends wurde bei Elsbeths Eltern Familienrat gehalten.

„Ich habe meinen Entschluß gefaßt“, sagte Brandt. „Nie und nimmer bekommen die Litauer von mir einen roten Pfennig. Wenn die Heimat denn doch verslawt und verklavt ist, dann fort über das Meer. Aber nicht den Nacken beugen!“

„Und ich komme mit“ rief Elsbeth. „Dieser Simulatis stellt mir nach, daß ich nicht mehr allein über die Straße gehen kann. Wo Du bleibst, bleibe ich auch.“

Die Eltern machten keine Einwendungen. Es blieb keine andere Lösung; Elsbeth sollte bis zur Hochzeit in Stettin bei Verwandten bleiben und Brandt sein Fahrzeug in Stettin beheimaten lassen. Für die nächstfolgende Nacht wurde der Aufbruch angesetzt. —

Schwerer Regen und böiger Wind tobten am andern Abend. Den Mantelkragen hochgeschlagen, hockte der Zollwächter im Schutz des Steuerhäuschens. Da erschien Onkel Nikolait. Er lud den Zöllner zu einem Grog in die Hafenkneipe drüben. Indes brachte Brandt seine Braut und deren Gepäck an Bord. Selig trank der Zöllner einen Grog nach dem andern, Onkel Nikolait hielt ihm tapfer die Stange. Indes löste die „Bertha“ die Haltetaue. Brandt kannte das Fahrwasser zur Genüge, um selbst aus dem Hafen zu steuern. Im letzten Augenblick stürmte Simulatis über die Laufplanke. Diese wurde abgesetzt, der Motor sprang an, die „Bertha“ drehte ab.

Simulatis wollte schreien. Aber kräftige Fäuste packten zu, und im nächsten Augenblick schon saß er eingeschlossen in einer Kabine. Langsam, ohne Lichter, wie er es bei der Marine gelernt, führte Brandt seine „Bertha“ aus dem Hafen.

Bald rollte die See mit kurzen, wilden Wogen gegen die Planken. Simulatis, der erst getobt, dann wie ein jaulender Kater in der Ecke gehockt, begann zu würgen und zu schlucken, kreidebleich im Gesicht. Die Augen quollen ihm in Todesangst aus dem Kopf.

Da knackte der Schlüssel, Brandt stand vor ihm. „Herr Simulatis“, sagte er, „wenn Sie Urfehde schwören, nichts gegen meine Eltern oder Schwiegereltern zu beginnen, kein Wort von dem Geschehenen verlauten zu lassen, wird Ihnen kein Haar gekrümmt. Wenn nicht, fliegen Sie ins Wasser. Es sind schon Bessere über Bord gegangen.“

„Ich schwöre!“ sagte Simulatis. Er mußte den Eid auf die Bibel leisten. Die „Bertha“ drehte bei, der Lotsenkutter war in Sicht gekommen und legte längsseit. An Stricken ließ man den halb Ohnmächtigen ins Boot, lachend wurde er von dem deutschen Lotsen in Empfang genommen.

Brandt steuerte seinen Schoner südwestwärts über die stürmische See. Wieder hatte ein junges deutsches Paar die Heimat verloren.

Bald.

Duft wird aus keimenden Tälern wehen,
Selbst auf den Dächern und alten Mauern
Wird Gras sprießen!
Feuchter Wind wird über uns hingehen,
Daß wir erschauern —
Und der Boden wird nachgeben unter den Füßen.

Winterlich mußten wir dunkel stehen,
Tief in der Brust ein verhaltenes Weinen —
Durften den Gott ... und den Menschen nicht sehen,
Den heiligen Einen;

Schwingt er im Glanz der geweiteten Höhe,
Zauber der Luft um Gestalt und Verschweigen!
Bald ist er Wolke in blühenden Zweigen,
Ruf im Gesträuch ... und ein Atem der Nähe.

Gerda v. Below.

Die Trauergesellschaft saß noch bei einem Glase Wein beisammen. Man sprach von der Toten. Nur Konsul Brinken sah stumm in sein Glas. Silvy war das Kind seiner ersten Ehe gewesen, seiner Liebesehe. Er hatte sie sehr verwöhnt — in mancher Beziehung zu sehr, wie seine zweite Gattin behauptete. Ihre Kinder wurden benachteiligt. Ja, das wurden sie. Konsul Brinken aber dachte in diesem Augenblick, daß Silvys Locken in demselben Goldglanz geschimmert hatten wie die ihrer Mutter und daß er ihr den Herzenswunsch, Sven Boomgarden heiraten zu dürfen, hätte erfüllen sollen. Es war ein so hübscher, ranker Bursche gewesen, klug und gewandt. Seine Armut brauchte kein Hinderungsgrund zu sein. Hatte er, Konsul Brinken, nicht auch arm angefangen? Silvys Vermögen hätte einen Grundstock gebildet. Warum ließ er sich von Hiltrud beeinflussen? Ihm dünkte jetzt, daß er zu hart gegen Silvy gewesen war. Könnte er es ungeschehen machen ...

Da drang die helle Stimme Hiltruds zu ihm herüber. Warum sprach sie so laut? Es kam ihm in dieser Stunde tempelschänderisch vor. Sie lachte sogar — ja, sie lachte! Und nun wandte sie sich zu ihm: „Denke Dir, Anje will die Perlenkette Silvias“ — sie sagte nie Silvy — „kaufen. Das ist doch unmöglich! Sie hat ein Vermögen gekostet. Wollen Sie das opfern, Anje?“

Jawohl, das wollte sie! Konsul Brinken horchte auf. Er war Geschäftsmann. „Ich bin Dein Vormund, Anje. Die Kette verschlingt die Hälfte Deines Vermögens.“

Hiltrud war empört. Der Mann ließ sich auf Verhandlungen ein! Sollte die Kette Swanhild verloren gehen? Bei der jetzigen Geschäftslage kaufte der Gatte ein solches Juwel nicht ein zweites Mal. Anje beharrte auf ihrem Wunsch. Aber der Vormund gab dem Verlangen nicht nach. „Wenn Du mündig bist, wollen wir weiter darüber sprechen“, sagte er. Konsul Brinken hatte die Blicke seiner Gattin und seiner Tochter aufgefangen und wagte nicht, die Kette Anje zu schenken, was er am liebsten getan hätte. Das Mädchen begann zu weinen, kniete neben dem Konsul nieder. „Ich bitte Dich um die Kette — ich will sie ja kaufen — nur die! Es war Silvys Wunsch, daß ich die Kette ...“

„Unmöglich!“ rief Frau Hiltrud. „Ein solches Wertobjekt bleibt in der Familie.“

Konsul Brinken erhob sich, zog Anje empor. „Nicht in dieser Stunde, mein Kind“, murmelte er. „Nicht jetzt, wo Silvy eben — — Morgen wollen wir uns entscheiden.“

Er verließ das Zimmer, ebenso Anje. Sie zerbiß ihr Taschentuch. Morgen, morgen war es vielleicht zu spät.

Am nächsten Tage fuhr Konsul Brinken zu dem Juwelier, bei dem er für Silvys Einsegnungstag die Kette gekauft. Denn er war eben durch und durch Geschäftsmann. Er mußte feststellen lassen, ob die Perlen heute noch denselben Wert besaßen. Es konnten einige gestorben sein. Das kam vor. Mit sehr ernstem Gesicht kehrte er zurück, rief Anje an und bat sie, in sein Geschäftsbüro zu kommen. Dort, zwischen den gepolsterten Türen, fühlte er sich ungestört.

„Anje“, sagte er, „die Perlen sind falsch!“

„Ich wußte es — darum“, entgegnete sie.

„Deshalb also? Damit es nicht herauskommen sollte?“ Anje nickte.

„Und weshalb — — — wozu brauchte Silvy das Geld?“

„Um Sven Boomgarden drüben in Argentinien eine Existenz zu gründen. In einem Jahr wäre sie mündig geworden und ihm gefolgt.“

Konsul Brinken schwieg kurze Zeit. Dann reckte er sich in die Höhe. „Mein Kind“, sagte er mit leichtem stolzen Lächeln, „mein Kind.“ Aber er hatte sagen wollen: „Mein Blut!“

„Und Du hast die Hälfte Deines Vermögens opfern wollen, Anje, obwohl Du wußtest ...“

„Wir hatten uns am Einsegnungstage Freundschaft geschworen — Silvy und ich, Ohm Brinken“, sagte Anje leuchtenden Auges und warf den braunen Kopf zurück.

Der Konsul fuhr ihr zärtlich über das Haar. „Willst Du die unechten Perlen tragen, Anje? Sie sind eine tadellose Nachahmung. Dennoch — —“

„Ich werde sie nie mehr ablegen, Ohm Brinken.“

Da legte er ihr die Kette um den schlanken Hals.

„Ich danke Dir, Ohm. Du verrechnest es wohl —“

Er hielt ihr den Mund zu. „Dein Vermögen bleibt unangetastet in meinem Gewahrsam, Anje! Und — und ich danke Dir für Deine Treue. Alles bleibt unter uns, Anje! Vielleicht sieht es Silvy ...“

Da warf sich Anje ungestüm an seinen Hals.

★

Der rettende Gartenschlauch.

Ohne die Geistesgegenwart seines Vaters und das zufällige Zurhandsein eines Gartenschlauches würde heute der junge Bauunternehmer Walter Köster aus St. Louis (Nordamerika) zu den Toten zählen. Die beiden Männer besichtigten gerade die Ausschachtungsarbeiten für einen Neubau, als plötzlich Erdmassen abbröckelten und den Sohn bis an die Hüften begruben. In der nächsten Sekunde mußten weitere Mengen herunterbrechen und den jungen Bauunternehmer begraben. Ein Gartenschlauch lag zufällig neben dem Vater. Ohne einen Augenblick zu überlegen, packte der alte Mann das eine Ende und warf es seinem Sohne zu. Dieser verstand sofort und drückte den Gartenschlauch an den Mund. In der nächsten Sekunde stürzte die Erde ab und begrub Walter Köster zweieinhalb Meter tief unter sich. Die Feuerwehr war wenige Minuten später mit einem Sauerstoffgerät zur Stelle und versuchte nun, dem Verschütteten Luft durch den mit Draht umwickelten Schlauch zuzuführen. Der Versuch gelang, nachdem ein etwa zwei Minuten währender Widerstand unbekannter Art überwunden war. Mehr als dreitausend Menschen sahen mit Spannung den Rettungsarbeiten zu. Polizei und Feuerwehr arbeitete mit Ablösung fieberhaft, um den Verschütteten zu befreien. Als dies endlich gelang, war der junge Mann wohl ein wenig mitgenommen, aber sonst wohlauf. Nur über einen Punkt schimpfte er: „Der Gartenschlauch war voller Wasser. Er enthielt mindestens fünf Liter, und die habe ich erst schlucken müssen, bevor ich Euren Sauerstoff bekam.“ Daher also der Widerstand! Immerhin eine Leistung, sich in zwei Minuten und noch dazu in einer so ungemütlichen Lage fünf Liter Wasser einzuverleiben.